

Wolfgang Swat

**DIE TOTE
AN DER WENDESCHLEIFE**

Authentische Mordfälle

Das Neue Berlin

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung
weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert,
vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

ISBN 978-3-360-02183-0

© 2014 Das Neue Berlin, Berlin
Umschlaggestaltung: Verlag,
unter Verwendung eines Fotos von Bigstock

Das Neue Berlin Verlags GmbH
Neue Grünstraße 18, 10179 Berlin

www.das-neue-berlin.de

BIERSTREIT

»Herr Wachtmeister, ich will ne Anzeige machen gegen meinen Ollen, weil der mich am Körper verletzt hat.« Die Frau, die an einem Montagabend im November 1984 gegen 19.30 Uhr an der Pforte des Volkspolizei-Kreisamtes (VPKA) in Hoyerswerda klingelt, ist nicht mehr ganz nüchtern.

»Wer sind Sie denn, und was ist passiert?«, fragt der Uniformierte durch das Fenster der Wachstube.

Er ist, anders als heute, wo Wachleute von Sicherheitsfirmen selbst bei Polizei und Bundeswehr den Empfang managen, selbstverständlich Polizist.

»Guss heeße ich. Monika Guss, und mein Oller heeßt ooch Guss, Johannes mit Vornamen. Und der hat andauernd Schnaps aus meiner Flasche gesoffen, die ich mir gekooft hab. Da hab ich se ihm weggenomm, damit er nich alles aussüuft. Und deshalb hat er mir eene geballert, hier uff de Backe«, zeigt die Frau vieldeutig auf die linke Wange. »Und geboxt auf den Arm und die Brust hat er mir ooch, und dann issa in die Kneipe abgehauen«, sprudelt es weiter aus ihr heraus.

Wachtmeister Spatz sieht keine Verletzung im Gesicht, und den Oberkörper der Frau kann er nicht untersuchen. Außerdem ist es nicht das erste Mal, dass Monika Guss wegen ihres Mannes bei der Polizei vorspricht. Vor ein paar Monaten erst war sie wegen einer angeblichen Misshand-

lung da, auch in angetrunkenem Zustand, und dann hatte sie alles zurückgenommen.

»Frau Guss, in Ihrem betrunkenen Zustand kann ich die Anzeige nicht entgegennehmen. Lassen Sie sich von einem Arzt Ihre Verletzungen bescheinigen, und dann kommen Sie morgen wieder her. Aber nüchtern, bitte«, bestimmt Wachtmeister Spatz und schließt die kleine Sprechluke im Fenster.

»Nicht mal geholfen wird einem, wenn man vom Ollen grün und blau geschlagen wird«, empört sich die Abgewiesene und trollt sich. Der Polizist macht einen Vermerk im Wachbuch und lehnt sich in seinem Stuhl zurück. »Die sehn wir morgen nicht wieder«, ist er sich ziemlich sicher.

Knapp sieben Stunden später klingelt Johannes Guss an der Tür des VPKA. Auch er ist angetrunken, wie zuvor seine Gattin. Was er sagt, will der diensthabende Polizist – es ist noch immer der Behördenangestellte Spatz – kaum glauben.

»Herr Wachtmeister, ich möchte mich stellen. Ich habe meine Frau umgebracht«, sagt Guss und streckt dem Polizisten beide Hände entgegen in Erwartung der Handschellen, die nun klicken müssten. So weit ist es noch nicht, doch weggeschickt wie Monika Guss wird der Mann nicht. Wachtmeister Spatz verständigt den kreislichen Kriminaldauerdienst der VP und beordert einen Streifenwagen zur Wohnung, die nur ein paar Straßenzüge entfernt in der Altstadt von Hoyerswerda liegt.

Im Flur des Eckhauses vor der Tür des Nachbarn finden die Polizisten Monika Guss in einer Blutlache. Sie ist tot. Jetzt klicken bei Johannes Guss tatsächlich die Handschellen. Irgendwie scheint er darüber sogar erleichtert.

Die Beziehung zwischen Monika und Johannes Guss war keine Liebe auf den ersten Blick, eher eine der guten Gelegenheiten. Monika Traut – wie sie damals noch hieß – war zwar verheiratet, Ehemann Traut aber für längere Zeit unabhkömmlich durch die Erfüllung seines »Ehrendienstes« bei der Nationalen Volksarmee zum Schutz der Arbeiter- und Bauern-Macht. Monika ist 22 Jahre alt und Mutter eines Sohnes, als ihr im Sommer 1978 auf der Arbeit in einem der Lausitzer Tagebaue der junge Kohlekumpel Johannes Guss über den Weg läuft. Das darf man durchaus als Zufall werten, denn Johannes ist nicht gerade ein Ausbund an Fleiß und Zuverlässigkeit. Statt zu arbeiten, zieht er lieber mit Kumpels durch die Gegend und die Kneipen, was dem 18-Jährigen bereits mehrere strenge Verweise in der betrieblichen Kaderakte einbrachte. Monika, die das Leben ebenfalls eher auf die leichte Schulter nimmt, ist einem Abenteuer mit dem schwarzhaarigen, gut aussehenden Mann nicht abgeneigt. Dass er fast vier Jahre jünger ist, macht es noch spannender. Der kurzen freundschaftlichen Beziehung folgen bald die intime Nähe und die Konflikte, die sich damit verbinden. Schließlich ist ihr der abkommandierte Ehemann nicht einerlei, vor allem dann nicht, wenn er Urlaub hat vom »Dienst an der Waffe«.

Aus dem Leben zu scheiden ist für sie im Widerstreit der Gefühle für beide Männer der einzige Ausweg. Zwei Versuche unternimmt sie, beide scheitern. Einmal dreht der Ehemann noch rechtzeitig den Gashahn zu, das zweite Mal ist Johannes der Retter, ihr Geliebter, für den sie sich letztlich entscheidet. Der Ex-Ehemann zieht aus der Wohnung aus und Johannes dort ein. Wenn auch noch nicht so richtig, denn der wackere Bursche erhält sich mit einer anderen Freundin namens Hedwig ein zweites Eisen im Feuer seiner Leidenschaft. Sogar ein Kind hat er mit ihr.

FUND IN DER JAUCHEGRUBE

Dunkelheit hat sich über den trüben November-Sonntag 1984 gelegt. Wer nicht dringend raus muss in das ungemütliche Herbstwetter, bleibt lieber in der warmen Stube. Erst recht, wenn das Ziel alles andere als anheimelnd ist. Die beiden Personen, die abends gegen halb sieben mit Taschenlampen durch die Finsternis schleichen, sind die Geschwister Marit und Jürgen Diehl. Sie haben einen Kalksandsteinbau als Ziel, zu dem nur eine einzige, schwach leuchtende Glühlampe, die unruhig im Wind hin und her pendelt, den Weg weist. Der graue Flachbau ist ganze sechs Quadratmeter groß. Es ist das Toilettenhaus für die Bewohner der beiden Häuser, mit denen das Grundstück bebaut ist.

Marit Diehl wohnt mit ihrer Familie im vorderen Haus, das direkt an der Straße steht, die in Richtung Osten hinausführt aus der Lausitzer Kreisstadt in der Nähe von Cottbus, dem Bezirk, der die Republik mit Kohle und Energie aus den Tagebauen und Kraftwerken nahe der deutsch-polnischen Grenze versorgt. Das zweite Gebäude befindet sich, einige Meter nach Westen versetzt, im hinteren Teil des Anwesens. In ihm wohnt Familie Danz mit ihren vier Kindern im Alter zwischen einem Jahr und neun Jahren. Die südliche Hofbegrenzung wird durch Wirtschaftsgebäude mit Schuppen für Holz und Kohle, einer Waschküche und eben jenem Bau gebildet, dem die beiden mit den Taschenlampen zustreben.

In seinem Inneren gehen von einem 80 Zentimeter breiten Mittelgang jeweils drei Kabinen ab. Sie sind alle gleich klein, einen Meter lang und 70 Zentimeter breit. Die Türen sind verschlossen, dabei befindet sich dahinter nichts, was wertvoll und bewahrenswert wäre. Es gibt in jedem Verschlag nur ein aus Holz gezimmertes Podest mit einem runden Loch in der Mitte, das mit einem mehr oder weniger passenden Deckel verschlossen ist. Die dunkelbraune Ölfarbe auf dem Holz platzt hier und da bereits ab. Rechts neben dem Loch ist gerade noch Platz für alte Tageszeitungen, die in kleine Stücke zerrissen und vorbereitet sind für den Säuberungsakt nach Verrichtung der Notdurft. Die Kabinen sind schlicht und einfach Klos. Trockentoiletten, in denen die menschlichen Exkrememente und das Wischpapier in eine Sammelgrube fallen, die zweimal im Jahr abgeschöpft wird.

Die Gegend hat bereits ländlichen Charakter. Mehrgeschossige Plattenbauten, wie sie an anderen Rändern der Stadt wie Pilze aus dem Boden geschossen sind und die den Komfort fernbeheizter Wohnungen mit fließend warmem und kaltem Wasser aus der Leitung, WC und eingebauter Standardküche bieten, gibt es hier nicht. Hier trägt man die Kohle in Eimern zur Wohnung, beheizt die Kachelöfen in den Zimmern und holt die Asche aus dem Feuerloch. Und man muss die Plumpsklos draußen auf dem Hof benutzen, zu denen man erst geht, wenn das »menschliche Bedürfnis« dringlich wird.

Marit und Jürgen Diehl sind von solchen Zwängen nicht befallen. Es ist vielmehr eine düstere Vorahnung von Marit, ein grausiger Verdacht, der den Gang zum Trockenklo quer über den Hof bestimmt. Allein mochte sie ihn an diesem frühen Sonntagabend nicht gehen. Sie hat deshalb Bruder Jürgen, der mit seiner Familie ein paar Straßen entfernt

wohnt, zur Verstärkung heranbeordert. Ziel des Geschwisterpaares ist die Klozelle von Familie Danz, die sich am Ende des Ganges befindet. Die Tür ist verschlossen, doch das einfache Schloss ist kein ernsthaftes Hindernis für einen Zugang. Mit einem zum Dietrich gebogenen Nagel löst Jürgen Diehl den Schlossriegel aus der Zarge und öffnet den nach außen aufgehenden Verschlag. Während er vorsichtig den Deckel vom Loch in der Toilettenbank nimmt, wartet Schwester Marit an der Türöffnung. Jürgen richtet den Strahl der Lampe in die Jauchegrube.

Was er in einem halben Meter Tiefe sieht, lässt ihn erschauern. »Marit, komm her! Sieh dir das an! Da liegt etwas! Du hattest recht!«

Im Schein des Lichtes schimmert die Flüssigkeit an der Oberfläche der Fäkalien blutig rot. Aus dem Gemenge aus Kot und Papier – augenscheinlich handelt es sich um Zellstoff – ragt bei genauerem Hinsehen etwas Menschliches heraus, kleine Finger, die zu einem Fäustchen geballt sind.

Jürgen Diehl will sichergehen, dass sie sich nicht täuschen. »Warte hier«, sagt er zu seiner Schwester, die sich benommen an die Wand der engen Kabine gelehnt hat. Mit einem langen Knüppel in der Hand ist der Bruder kurze Zeit später zurück und stochert vorsichtig in der stinkenden Masse herum. Hervor kommt ein nacktes Knie, das Beinchen ist nicht zu sehen. Es steckt im Morast des Aborts. In der Jauchegrube, das ist den Diehls klar, liegt ein Baby.

Noch am gleichen Abend informiert Marit Diehl das Volkspolizei-Kreisamt der Stadt. Sie äußert die Vermutung, dass es sich bei dem Fund um das Baby ihrer Nachbarin Brigitte Danz handeln könnte. »Die war schwanger, hat es aber immer abgestritten. Seit ein paar Tagen hat sie auf einmal kei-

nen dicken Bauch mehr, aber ein Baby gibt es auch nicht«, begründet sie ihren Verdacht.

Umgehend alarmiert der wachhabende Offizier im VPKA den Kriminaldauerdienst. Zwei Angehörige der Kriminalpolizei fahren Minuten später zum verdächtigen Toilettenhaus. Auch für sie gibt es nach einem Blick in den Abort keinen Zweifel, dass in der Fäkaliengrube ein toter Säugling liegt.

Bis zum nächsten Morgen postieren sich die Wachleute am Kalksandsteinbau mit den Toilettenkabinen und behalten zudem das Wohnhaus von Familie Danz im Auge.

Die Leiter des VPKA und der dort ansässigen kreislichen Kriminalpolizei sowie der Kreisstaatsanwalt werden aus den Betten geklingelt. Über den Kriminaldienst der Bezirksbehörde der Volkspolizei (BdVP) wird die Morduntersuchungskommission angefordert. Eine Eilmeldung über das »besondere Vorkommnis eines Tötungsverbrechens« geht per Fernschreiben an die Kreisleitung der SED und an die Kreisdienststelle des Ministeriums für Staatssicherheit.

Mit dem Sonnenaufgang fahren der Untersuchungsleiter sowie der Kriminaltechniker der MUK mit ihrem »Wartburg-Tourist« von Cottbus aus zum Tatort. Die Arbeit vor Ort ist makaber. Das Klo wird in allen Einzelheiten vermessen, skizziert und fotografiert. Kameraden der örtlichen freiwilligen Feuerwehr müssen das Baby bergen. Vorsichtig sichern sie die Leiche mit einer Kordel am Fuß, den sie freigelegt haben, spülen die Fäkalien am Kindesleib notdürftig mit Wasser ab und heben den kleinen, nackten Körper mit einer eigens zu diesem Zweck rechtwinklig zum Stiel gebogenen Schaufel aus der Grube.

Danach werden tatrelevante Spuren in der Wohnung von Familie Danz gesichert. Es ist ein Bild unglaublicher Un-

ordnung, das sich der Kripo bietet. Schon der Aufstieg ins Obergeschoss des Zweifamilienhauses lässt Schlimmes erahnen. Nicht wegen des abgeplatzten Putzes an den Wänden des Treppenhauses. Vielmehr sind es das Geländer und die Stufen, die schon eine Ewigkeit weder Staublappen noch Besen oder gar Wischwasser gesehen haben. Als die beiden Offiziere der MUK, der Staatsanwalt und weitere Polizisten die Wohnungstür öffnen, steigt ihnen ein penetranter Geruch in die Nasen, der nur mit vorgehaltenen Taschentüchern einigermaßen zu ertragen ist. Der Gestank lässt es erahnen, doch was die Augen dann sehen, ist nur schwer zu begreifen. Es gibt kaum eine Stelle, die nicht von Unrat und schmutziger Wäsche strotzt, weder in Korridor, Küche und Bad noch im Wohn-, Schlaf- und den beiden Kinderzimmern. Auf allen Möbeln türmen sich Berge von Textilien aller Art. Im Schlafzimmer unter den Ehebetten liegt Bett- und Unterwäsche von Kindern wie Erwachsenen, die zum Teil mit Kot und Urin völlig verschmutzt ist. Gleiches trifft auf einen Wäschehaufen zu, der überstiegen werden muss, um ins Bett zu gelangen. Ins Bad ist kein Hineinkommen. Es ist vollgestopft mit ungewaschenen Sachen, vor allem von Kindern. Stoffwindeln in ungezählter Menge liegen eingeweicht in Eimern und der Badewanne. In der Küche türmt sich benutztes Geschirr, wo immer nur Platz ist. Kompliziert wird der chaotische Zustand der Behausung durch eine dicke Staubschicht, die nur bei wenigen Gegenständen, die anscheinend öfter in Benutzung waren, durchbrochen ist.

»Ich habe schon seit einem Jahr nichts mehr in der Wohnung gemacht. Ich hatte dafür kein Interesse, und es ist mir alles über den Kopf gewachsen«, gibt Brigitte Danz zu. »Mein Mann hat zwar mit mir gemeckert wegen der Unordnung, doch zugegriffen hat er auch nicht«, erklärt die 27-jährige Frau bei ihrer Festnahme. Sie ist dringend ver-

dächtigt, verantwortlich zu sein für den Tod des Babys in der Jauchegrube.

Eine noch am gleichen Tag angeordnete gynäkologische Untersuchung bestätigt, dass sie kürzlich ein Kind entbunden hat. Die Gerichtsmediziner der Medizinischen Akademie »Carl Gustav Carus« stellen bei der Obduktion fest, dass das Neugeborene, ein kleines Mädchen, das den Namen Beate erhält, gelebt und körperlich völlig gesund war, als es sich aus dem Mutterleib herausgearbeitet hatte. Das Licht des Tages aber hat Beate, das niedliche Baby mit den vielen schwarzen Haaren auf dem Kopf, nie erblinzelt.

Warum bringt eine junge Frau ihr Baby um, das sie neun Monate lang in ihrem Leib getragen und unter Schmerzen geboren hat?

Brigitte Danz wird im Mai 1957 in einer alten Residenzstadt in Thüringen geboren. Sie ist noch klein, als die Eltern dem Ruf der Kohle mit der Aussicht auf gutes Geld und eine Wohnung in den Kohle- und Energiebezirk Cottbus folgen. Hier geht das Mädchen in den Kindergarten und hält nach ihrer Einschulung mit sieben Jahren in den ersten drei Klassen mit Gleichaltrigen noch mit. Das Lernen aber fällt dem Kind immer schwerer. Das Ziel der vierten Klasse der zehnklassigen Polytechnischen Oberschule ist unerreichbar für das Mädchen, das als »Sitzenbleiberin« unter dem Gehänsel anderer Kinder leidet. Sie muss die Hilfsschule besuchen, die sie mit dem Abschluss der achten Klasse verlässt. Es folgen die Ausbildung zum Teilfacharbeiter und die Arbeit im Lehrbetrieb. Hier lernt sie Ehemann Karsten kennen. Der vier Jahre ältere Schlosser verliebt sich am Arbeitsplatz in den 17-jährigen Teenager mit den welligen schwarzen Haaren und dem Gesicht, das nicht mehr kindlich ist, aber auch

noch nicht erwachsen wirkt. Einen Monat nach 18. Geburtstag heiraten die Verlobten. Das Hochzeitskleid spannt sich bereits über dem Babybauch der Braut im weißen Kleid, und drei Monate später sind die Jungvermählten Mama und Papa von Sohn Jan, ihrem Erstgeborenen. Die Familie zieht in das Haus mit dem Trockenklo auf dem Hof.

Fortan ist Brigitte mit Ausnahme kurzer Zeitabschnitte nahezu immer schwanger. Nach der Geburt von Jan lässt sie eine Schwangerschaft unterbrechen. »Ich wollte so schnell hintereinander kein zweites Kind.« Das folgt ein Jahr später. Tom ist gewollt und die Familienplanung der Familie damit abgeschlossen.

Das Leben aber gerät zuweilen aus dem Plan, erst recht, wenn die Pille als Verhütungsmittel ein ums andere Mal in der Tablettenschachtel vergessen wird. Sohn Chris kommt mit einem Herzfehler zur Welt. Die Ärzte können Anfang 1979 das Leben des Säuglings nicht retten. 1982 bekommt Familie Danz erneut Zuwachs. Antje ist kein Wunschkind, doch stolz sind die Eltern dennoch. Endlich, ein Mädchen!

Wieder gerät der Kinderplan aus den Fugen. Antje ist noch kein Jahr alt, als Schwester Susann geboren wird. Statt Freude erobert Scham über die inzwischen fünfte Schwangerschaft im achten Jahr nach der Geburt ihres ersten Kindes das Denken und Fühlen der jungen Mutter, die mehr und mehr mit der Betreuung der Kinder und der Führung des Haushaltes überfordert ist.

Lange gelingt es ihr, die Schwangerschaft mit Susann nach außen hin zu verheimlichen. Auf Drängen von Schwiegermutter Elsbeth sucht sie kurz vor der Entbindung schließlich doch noch die in der DDR obligatorische Schwangerenberatung auf.

Ehemann Karsten nimmt den »Schwangerschafts-Unfall« gelassen und tröstet seine Frau: »Ob drei oder vier Kinder,

das ist dann auch egal.« Ein fünftes Kind, darüber ist sich das Paar einig, soll es nun aber nicht mehr geben im Haushalt der Familie.

Ernsthaft ans Verhüten denken aber beide nicht. Brigitte Danz geht nach der Entbindung weder zur ärztlichen Nachuntersuchung noch beugt sie weiteren Schwangerschaften vor, aber auch Karsten schafft den Weg in eine Drogerie nicht, um mit Kondomen vorzusorgen. Schriftliche Aufforderungen an Brigitte zum Besuch der Mutter- und Säuglingsprechstunde und zum Impfschutz für die Kinder verschwinden in der zunehmenden Unordnung im Haushalt der Familie.

Es dauert nur sieben Monate, dann wird Brigitte wieder durch Übelkeit und Erbrechen, Appetitlosigkeit und Heißhunger auf Veränderungen in ihrem Körper aufmerksam gemacht, die ihr bestens bekannt sind: die einer erneuten Schwangerschaft. Die Regelblutung kommt noch sporadisch, aber dann bleibt sie ganz aus. Vor einer erneuten Unterbrechung scheut sie zurück, zu sehr ist sie noch immer belastet von dem früheren Eingriff, selbst wenn sie ihn all die Jahre verdrängt hat. Brigitte befürchtet außerdem gesundheitliche Schäden und – sie schämt sich, ihrem Gynäkologen zu gestehen, dass sie ein halbes Jahr nach der letzten Entbindung schon wieder in »anderen Umständen« ist. Außerdem ist da noch die Schwiegermutter, die seit längerem gesundheitliche Probleme hat und im Krankenhaus operiert werden soll. »Wohin dann mit den Kindern, wenn ich zur Unterbrechung muss?«, grübelt sie.

Mit Karsten, nein, mit dem will und kann sie darüber nicht reden. Der ist Schichtarbeiter und kann die Kleinen, Antje und Susann, nicht betreuen. Außerdem herrscht seit Wochen Funkstille zwischen dem Ehepaar nach zuletzt heftigen Auseinandersetzungen wegen der unwürdigen Zu-

stände im Haus. Karsten werden Brigitte, die Kinder und das ganze Chaos immer gleichgültiger, seine Gattin schaltet auf stur. Die Schwangere hat für sich längst entschieden: »Ich will dieses Kind nicht!« So, wie sie möglicherweise schon Susann nicht wollte?

Wegen der beiden Kinder Antje und Susann hat sie die gesetzliche Freistellung von der Arbeit in Anspruch genommen und geht kaum noch außer Haus. Es gelingt ihr, die wenigen Menschen, mit denen sie dennoch Kontakt hat, zu täuschen. Schwiegermutter Elsbeth ist wegen ihrer Krankheit längst nicht so aufmerksam wie noch kurz vor der Geburt von Susann. Als Nachbarin Marit Diehl sich erkundigt, ob sich wieder Nachwuchs ankündigt, bestreitet die Schwangere das energisch. »Ich bin nur dicker geworden«, gibt sie eine Erklärung ab, die jungen Frauen eher peinlich ist. Marit Diehl lässt es bei der Antwort bewenden, auch wenn sie angesichts der Bauchform ihrer Nachbarin erhebliche Zweifel hat. Aber neugierig, nein, neugierig will sie nicht sein, zumal die Verbindung zwischen beiden Familien über »Guten Tag«, »Wie geht's?« oder einen kurzen Austausch über die aktuelle Wetterlage nicht hinausgeht.

Und Karsten, der Ehemann? Bei intimen Kontakten, die es hin und wieder noch zwischen den beiden gibt, bleibt ihm der wachsende Bauch der Gattin nicht verborgen. Auch nicht, dass die Kittelschürzen, die seine Frau trägt, immer größer werden und dennoch spannen, dass fast die Knöpfe abspringen. Er erkundigt sich zwar nach einer erneuten Schwangerschaft. Dennoch will er glauben, dass die Gewichtszunahme Folge von vermehrtem Essen und abnehmender Bewegung ist. Er nimmt es hin, ohne darüber nachzudenken, weil es bequem ist.

Ende Oktober 1984 feiert Familie Danz den ersten Geburtstag von Susann. Eigentlich aber ist es ein Tag wie je-

der andere. Karsten hat Spätschicht und kommt erst nach 22 Uhr nach Hause. Er hat der Kleinen eine Klapper geschenkt und am Vormittag kurz mit ihr gespielt. Am späten Nachmittag ist die Schwiegermutter zum Kaffee gekommen und auch zum Abendessen geblieben. Ihr Heimweg ist kurz, nur ein paar Treppen in die Wohnung darunter.

Gegen neun Uhr abends verspürt Brigitte ein kräftiges Ziehen im Bauch. Wehen setzen ein. Die Abstände werden kürzer und immer kürzer. Sie verfolgt den Rhythmus auf der Uhr an ihrem Handgelenk. Mit der Erfahrung von fünf Geburten weiß sie, dass die sechste naht. Seit dem letzten krampfartigen Ziehen sind kaum zwei Minuten vergangen. »Ich muss mal zur Toilette«, sagt sie zu Schwiegermutter Elsbeth, nimmt sich den Schlüssel für die Danzsche Kabine in dem Kalksandsteingebäude vom Haken, klemmt sich eine Packung Zellstoff unter den Arm, den sie vor ein paar Tagen in der Kaufhalle besorgt hat, und legt eilends den Weg bis zum Plumpsklo zurück. Sie verwirklicht, was sie sich schon vor Wochen vorgenommen hat.

Kaum hat Brigitte die Tür geöffnet und den Abortdeckel vom Loch in der Sitzbank genommen, als Fruchtwasser zwischen den Schenkeln hinabläuft. Auf der Uhr stehen die Zeiger auf halb zehn. Die Gebärende setzt sich und beginnt zu pressen. Einmal, zweimal, dreimal ... Sie spürt, wie das Kind mit dem Kopf zuerst aus dem Leib rutscht. Die Mutter presst beide Hände fest auf die Ohren, will den ersten Schrei ihres Babys nicht hören. Sie hört ihn dennoch. Ein Blick auf die Uhr zeigt: Es ist 21.33 Uhr, als der Schrei des Babys, eines Mädchens, das gesund und kräftig und 54 Zentimeter groß ist, einen halben Meter tiefer in den Fäkalien erstickt. Für die Gebärende ist die Sache erledigt, als das Kind im stinkenden Berg der Exkreme versinkt. Ihr ist bewusst: Dort stirbt es.